

Neurose, Psychoanalyse und Christentum

Autor(en): **Blum, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische pädagogische Zeitschrift**

Band (Jahr): **32 (1922)**

Heft 2

PDF erstellt am: **31.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-788859>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

stücke dialektischen Stils, der „Laokoon“ vor allem ein vorzügliches Exempel induktiver Darstellung. Als Beispiel dafür, wie die Dichtung ein an und für sich furchterregendes Ereignis zum Gegenstand reinen Wohlgefallens erheben kann, dürfte S. 149 Gottfried Kellers „Feueridylle“ genannt werden, die man in reichsdeutschen Lesebüchern immer noch umsonst sucht; meisterlich wird ein störendes Gefühl nach dem andern unschädlich gemacht: kein Nachbarhaus ist in Gefahr, der alte Geizkragen kann den Schaden verschmerzen und er verdient nicht einmal Mitlied — so bleibt schliesslich „von Feuerlilien ein gewaltger Strauss“, den man in geruhsamem Behagen betrachten mag, bis er verblüht ist. — Vorzüglich erläutert Lorentz das Wesen der Phantasie an Goethes Gedicht „Meine Göttin“; Art, Wirksamkeit, Schicksal des Genies werden aus andern Gedichten Goethes abgeleitet.

Mit dem Literaturunterricht, soweit er sich zu solchen Überlegungen eignet, ist der Anteil des Deutschen an der philosophischen Propädeutik allerdings keineswegs erschöpft: grammatische Fragen, wie sie der Aufsatz, die Lektüre täglich aufwerfen, regen zu einfachen sprachpsychologischen Überlegungen an (vorzügliche Dienste leistet dabei z. B. K. O. Erdmann: Die Bedeutung des Wortes. 2. Aufl. 1910); der Aufsatz bietet überreichliche Gelegenheit zu individualpsychologischen Auseinandersetzungen, und die Dispositionslehre mag noch heute, da die Chrie in die didaktische Rumpelkammer gehört, einzelne Grundbegriffe der Logik vermitteln.

In solchem Ausmass ist die philosophische Propädeutik im Mittelschulunterricht einfach unentbehrlich. Eins wird sie den Schülern niemals zu geben vermögen: eine Weltanschauung, die sie als dauernden Besitz ins Leben hinübernehmen könnten; denn dieser kostbarste Gewinn, den Vielen überhaupt unerreichbar, wird nur dem zuteil, der Welt und Menschen nicht bloss aus Büchern kennt, und der Achtzehnjährige darf sich daher nicht beklagen, wenn er merkt, dass er sich seine Weltanschauung erst noch erwerben muss. Unbedingte Voraussetzung für jede Beschäftigung mit diesen Dingen in der Schule muss aber die Forderung bleiben, dass der Schüler nicht bloss aufnehmend, sondern tätig daran teilnehme; nur was sich auf diese Weise erarbeiten lässt, passt in den Rahmen des Unterrichts. Denn die Mittelschule unserer Zeit ist schon längst nicht mehr bloss Lernschule, sondern Arbeitsschule im höheren Sinne des Wortes, obwohl sie auf jenes Mass von Kenntnissen, das jede geistige Arbeit voraussetzt, nicht verzichten darf. Und die Kopfarbeit braucht sich vor der Handarbeit nicht zu schämen, auch wenn der Wert ihrer Ergebnisse nicht mit Wage und Meterstab bestimmt werden kann.

Neurose, Psychoanalyse und Christentum.¹⁾

Das in dieser Broschüre behandelte Thema dürfte auch für den Pädagogen ein grosses Interesse haben. Werden doch dabei Fragen

¹⁾ Dr. med. P. Maag, Neurose, Psychoanalyse, Christentum. Meiringen, 1921. Verlag Walter Loetphien-Klein.

aufgerollt, die heutzutage im Mittelpunkte der Diskussion stehen und auch dem Erzieher neue Probleme und Gesichtspunkte eröffnen.

Für die Wichtigkeit des Stoffes spricht die ansehnliche Literatur, die bis heute darüber entstanden ist, und welche die Beziehungen der Psychoanalyse zur Religion und besonders zum Christentum von den verschiedensten Seiten aus beleuchtet. Dabei konnten mannigfache Beziehungen aufgedeckt werden zwischen Religion, Mythos, Traum, Triebleben und Neurose (Literaturangaben siehe in dem Referat von Reik in „Bericht über die Fortschritte der Psychoanalyse in den Jahren 1914—1919.“ Internat. psychoanalytischer Verlag).

Der Verfasser unseres Schriftchens lässt leider diese psychoanalytischen Ergebnisse ziemlich unberücksichtigt oder zeigt zum mindesten da, wo er sich deren bedienen will, eine prinzipielle Verkennung der Psychoanalyse, so dass dadurch manches Missverständnis und falsche Urteil entsteht. Psychoanalytische Betrachtungsweise, laienhaft ausgelegt und mit populären, tagespsychologischen Anschauungen über das Christentum vermenget, durchsetzen das Buch und schaffen Unklarheiten und Widersprüche, welche die Beziehungen zwischen Psychoanalyse und Christentum in ein völlig falsches Licht rücken, so dass man unwillkürlich geneigt wird, anzunehmen, der Verfasser habe absichtlich Dinge übersehen, die von andern Autoren mit vieler Mühe klargelegt worden sind. So scheinen z. B. die Arbeiten Pfisters dem Verfasser bekannt zu sein, wurden aber in keiner Weise berücksichtigt und doch wäre damit in die ganze Frage viel mehr Klarheit gekommen.

Die folgende kurze Besprechung will vor allem diesem Mangel etwas abhelfen und einige wenige Gesichtspunkte der psychoanalytischen Betrachtungsweise und deren Ergebnisse zu dem vom Verfasser gestellten Thema eröffnen. Dabei können natürlich irreleitende und falsche Ansichten nicht unwidersprochen bleiben.

Von vornherein muss einer Behauptung entgegengetreten werden, die, obschon so oft richtiggestellt, doch, wie es scheint, nicht auszurotten ist und auch beim Verfasser wieder auftaucht. Es ist dies die Ansicht, der Kern der Freudschen Neurosenlehre sei die Annahme, dass der Neurose immer ein „geschlechtliches Moment“ ursächlich zugrunde liege. Es ist bedauerlich, dass diese Irrlehre gerade in populären Schriften zum Schaden eines besseren Verständnisses weiter verbreitet wird. Sie beruht auf einer falschen Auslegung des Begriffs der Sexualität, der eben weit mehr als Geschlechtsliebe bedeutet, sondern auch all das umfasst, was wir mit dem Worte Liebe im weitesten Sinne belegen (Elternliebe, Freundesliebe, Menschenliebe, Liebe zum Beruf, lieben = gern haben, usw.). Damit bemühen wir uns vor allem, dem Worte Sexualität eine zu Unrecht bestehende moralisierende Bewertung zu nehmen. Freud selbst sagt in seinem neuesten Werk (Massenpsychologie und Ich-Analyse. Internat. psychoanalyt. Verlag, 1921): „Die Mehrzahl der „Gebildeten“ hat diese Namengebung (gemeint sind die Sexualtriebe, Ref.) als Beleidigung empfunden und sich dafür gerächt, indem sie der Psych-

analyse den Vorwurf des „Pansexualismus“ entgegenschleuderte. Wer die Sexualität für etwas die menschliche Natur Beschämendes und Erniedrigendes hält, dem steht es ja frei, sich der vornehmeren Ausdrücke Eros und Erotik zu bedienen ... Ich kann nicht finden, dass irgendein Verdienst daran ist, sich der Sexualität zu schämen; das griechische Wort Eros, das den Schimpf lindern soll, ist doch schliesslich nichts anderes als die Übersetzung unseres deutschen Wortes Liebe ...“ (S. 44). Freud hat recht: stossen wir uns nicht kleinlich an einem Wort. Und vor allem, legen wir es nicht falsch aus!

Gerade hier zeigt das Büchlein Widersprüche, indem das eine Mal der Freud'sche Sexualbegriff verworfen, nachher scheinbar anerkannt wird, und schliesslich doch wieder nicht sexuelle Ursachen der Neurose geltend gemacht werden wollen. Der Verfasser schlägt sich hiebei allerdings mit seinem eigenen Beispiel; denn „die biologische Evolution und Involution (der Eintritt in die Geschlechtsreife oder das Alter)“ (S. 44) sind doch Vorgänge, bei denen die Sexualität und gerade sogar der Geschlechtstrieb eine eminente Rolle spielen.

Um dem Leser die Entstehung der Neurose zu erklären, gibt der Verfasser im folgenden eine Darstellung des Zustandekommens der Gemütsregung, die nicht richtig ist. Die Hirnfunktionen gehen nicht derart grobmechanisch vor sich und sind auch nicht so lokalisiert, wie man nach dieser Darstellung glauben könnte: das Gehirn sei eine Kraftzentrale; „jede Organzelle ist durch einen Nervenfasern mit einer Hirnzelle verbunden, die für sie arbeitet“ (S. 14); jedes Organ besitze einen „Kern“ im Gehirn; die Sinneswahrnehmungen und Willensäusserungen seien die Impulse zum „Antrieb“ der Gehirnzellen, usw. In keinem wissenschaftlichen Buche wird man solche Behauptungen finden. Sicher kann man ja mit einer solchen Art Spielzeugmechanik den Vorgang der seelischen Erregung als einfache Innervationsenergie auf alle möglichen Gehirnteile und von diesen auf die Peripherie darstellen. Aber das ist eben so unrichtig wie das andere. Das „psychogene Symptom“ wird dann „als das Resultat einer Entladung von Energiespannungen aus dem Bereiche des Vorstellungs- und Empfindungslebens auf andere Hirngebiete und Körperorgane“ erklärt. Irgendwelche Klarheit erhalten wir damit keineswegs.

Es nimmt uns nicht wunder, dass nach dieser Art „Physiologie“ die Darstellung des Pathologischen entsprechende Fehler und Unklarheiten aufweist. Die Neurose wird als „Dauerzustand des psychogenen Symptomenkomplexes“ (S. 17) aufgefasst, bei deren Zustandekommen das Schuldgefühl als hauptsächlichster Faktor in Betracht falle. Der Verdrängung wird Erwähnung getan, ohne ihre wichtige Rolle jedoch richtig zu würdigen. Ob das „seelische Verdauungsvermögen“ mit der Verdrängung identisch ist oder einen neuen physiologischen Vorgang darstellt, ist dem Referenten nicht klar geworden. Jedenfalls ist es wiederum eine zu einfache „Seelendynamik“, wenn man wie der Verfasser auf S. 21 sagt: Je geringer

das „seelische Verdauungsvermögen gegenüber peinlicher Erinnerung“ und „je stärker die Belastung, desto wahrscheinlicher der Übergang zur Neurose“. Auch die Rolle, welche das Schuldgefühl in der Neurose spielt, ist nicht richtig bewertet und Ursache und Wirkung dabei verwechselt. Eine Neurose wird nicht durch das Schuldgefühl erzeugt, sondern dieses stellt bereits die Folge eines schon bestehenden inneren Konfliktes dar. Das Schuldgefühl ist also nicht Ursache, sondern das Produkt der Verdrängung.

Mit diesen Ausführungen haben wir uns bereits auf das Gebiet des Unbewussten begeben, das bei der Neurose und im Seelenleben überhaupt eine so grosse Rolle spielt. Bekanntlich ist es das grosse Verdienst Freuds, gezeigt zu haben, welche vornehmliche Bedeutung dem Unbewussten bei der Entstehung der Neurose zukommt, und dass sie nur durch Aufdeckung jener unbewussten Vorgänge geheilt werden kann. Diesen Tatsachen gegenüber nimmt der Verfasser eine eigentümliche, schwankende Stellung ein. Auf zwei Seiten (S. 33 und 34) widerspricht er sich mehrmals. Theoretisch kommt er wohl zur Anerkennung des Unbewussten (allerdings um es gleich nachher wieder zu verwerfen!) und gibt zu, dass uns die Psychoanalyse durch seine Erforschung in der Erkenntnis der Neurose ein gutes Stück vorwärts gebracht hat. Dass er aber praktisch die Rolle des Unbewussten nie gewürdigt und verstanden hat, zeigt seine Äusserung, dass die Ursache der Neurose wohl ebenso häufig bewusst als unbewusst sei und dass im allgemeinen „der Neurotiker seine Konflikte kennt und eine sichere innere Wegleitung hat zu dem hin, was Ursache seiner Krankheit ward.“ (S. 33.) Ja, der Verfasser warnt sogar, „allzutief nach unbewussten Krankheitswurzeln zu graben. Was wirklich völlig aus dem Bewusstsein geschwunden ist, kann kaum Störungen hinterlassen, die nicht durch Willensschulung und geeignete Diätetik der Lebensführung zu überwinden wäre, während andrerseits leicht Spuren der Ausforschung in der Seele des sensitiven Neurotikers zurückbleiben, die recht unangenehme Folgen haben können.“ (S. 34.) Wie sollen wir aber diesen Widerspruch lösen, wenn der Verfasser auf S. 47 dann wieder sagt: „Es ist eine Illusion, zu glauben, dass ohne eine tiefgehende Seelenanalyse, welche die Fehlhandlungen des Kranken und all seine Verworrenheiten und Unklarheiten aufdeckt, . . . dauernde Resultate zu erzielen seien.“ Solche Widersprüche zeugen doch von einer etwas zu grossen Oberflächlichkeit der Kenntnisse, mit denen dieses wichtige Thema abgetan wird.

Die letzten Abschnitte der Broschüre behandeln die Beziehungen zwischen Psychoanalyse und Christentum. Hier verfällt der Verfasser völlig in die populäre tagespsychologische Betrachtungsweise, von der aus diese wichtigen Zusammenhänge nie gefunden werden können. Es ist auch ganz unmöglich, Psychoanalyse und Christentum gleichsam als therapeutische Konkurrenzverfahren hinstellen zu wollen. Die Psychoanalyse ist weit davon entfernt mit den vom Christentum aufgestellten sittlichen Forderungen in Widerspruch zu stehen. Sie anerkennt voll und ganz den grossen ethischen Wert des Christentums

als „Sublimierungsprodukt“ (vgl. z. B. Pfister, die psychanalyt. Methode, Pädagogium Bd. I). Dass die Psychoanalyse aber auch die Existenz eines neurotischen, komplexbehafteten Scheinchristentums, einer Scheintugend und Scheinfrömmigkeit voller Perversionen aufgedeckt hat, kann dem wahren Christentum nur zum Nutzen gereichen. Die engen Beziehungen zwischen Psychoanalyse und Christentum, die hier nur angedeutet werden konnten, übersieht der Verfasser vollkommen. Statt dessen will er der alter christlichen Psychologie „der zwei gegenüberstehenden Willen“ zu Recht verhelfen. Der zersetzende Faktor sei die Schuld (vgl. hierüber oben). Die Seele sei viel einfacher, als die Psychoanalyse es zugeben will. Schuld könne nur vor Gott getilgt werden. Die Beichte stelle der Rapport zwischen Gott und Mensch her und befreie die Gemüter von der Schuld. — Hier liegt aber gerade die Unzulänglichkeit der Beichte, dass sie bei der Schuld stehen bleibt, statt auch das Erlittene zu berücksichtigen (vgl. Pfister, psychanalyt. Methode 1913, S. 385). Dass die Beichte Erleichterung bringen kann, bestreitet niemand, dass sie Heilung bringt (im ärztlichen Sinn), ist unmöglich.

Der Anwendung der Psychoanalyse in der Pädagogik steht der Verfasser skeptisch gegenüber. Er übersieht hier, wie viel Wertvolles die Psychoanalyse zum Verständnis der kindlichen Seele beigetragen hat, das sich der Pädagoge mit viel Erfolg zunutze machen und damit viele Pein und drohende Gefahren von seinen Zöglingen bannen kann (vgl. u. a. die Arbeiten Pfisters und Zulliger, psychanalytische Erfahrungen aus der Volksschulpraxis. Ernst Bircher Verlag, Bern. Weitere Literatur im Bericht über die Fortschritte der Ps. usw.). Der Verfasser fordert die Erziehung im Sinne des Christentums, ohne uns aber klar zu machen, inwiefern er sich hier im Gegensatz zur Psychoanalyse zu befinden glaubt, die ja, wie gezeigt wurde, das gleiche Ziel will, nur nicht auf dem Wege des Moralpredigens. Mit schönen Worten und Phrasen lässt sich nichts lernen, sie bringen nur Unklarheit. Man lese nur Sätze wie folgende: „Wer aber Gott geschaut hat, kann ihn nicht wieder vergessen und nie wieder der Welt und dem Fleisch nachleben.“ Oder: der heilige Geist sei der geschickteste Psychoanalytiker! (S. 56). Solche Aussprüche gemahnen lebhaft an eine Frömmlerneurose!

Weitere Widersprüche mit den Tatsachen der Psychoanalyse folgen. Fast jeder Satz müsste richtig gestellt werden und wäre daher besser ungeschrieben geblieben. So z. B.: Die Psychoanalyse könne dem Kranken wohl zeigen, wo er gefehlt hat, aber sie könne ihm nicht die Kräfte vermitteln, die ihn zu einem neuen Menschen machen. Jeder, der sich auch nur ein wenig mit Psychoanalyse beschäftigt hat, weiss doch, dass sie gerade ihre Hauptaufgabe darin sucht und findet, im neurotisch gehemmtten Kranken neue Energien frei zu machen, und dass sie ihm gerade die Kräfte vermittelt, die ihm den Weg zum neuen Menschen ebnen. Die Religion an und für sich und speziell die vom Verfasser geforderte Beichte können dies nicht, da sie nicht bis dahin vordringen, wo die zu befreienden Kräfte schlummern, ins Un-

bewusste (Vgl. U. Grueninger, „Eine Kritik der Psychoanalyse“, Schulreform, 1921, H. 2.) Hierhin kann nur die Psychoanalyse führen.

Hätte der Verfasser diesen etwas tieferen Einblick in das Wesen der Psychoanalyse getan, so hätte er nicht die Kluft, sondern die Brücke zwischen Psychoanalyse und Christentum gefunden und mit seinem Schriftchen viel Nutzen stiften können.

Dr. med. *E. Blum.*

Aus unveröffentlichten Briefen des Schulreformators Thomas Scherr.

II.

Winterthur, den 27. Mai 1841.

„Unser Haus ist stark bewohnt. Ohne dass ich die Lehrklasse für wissenschaftliche Studien ausgeschrieben, zählt sie bereits 13 Schüler, darunter 8 Pensionäre. Ich halte nun Schule: 7—8 Uhr in der wissenschaftlichen Klasse, 8—11 Uhr bei den Taubstummen, 11—12 Uhr Vorlesung über deutsche Literatur für einige junge Herren und Damen von Winterthur, 2—3 Uhr bei den Taubstummen, 3—4 Uhr Französische Revolutionsgeschichte (französisch), 5—6 Uhr Deutsche Sprache mit einigen erwachsenen Herren von Winterthur.

Die Arbeit tut mir gut; ich vergesse Leiden und Ungerechtigkeit und bin bereits etwas heiterer. Politik und Gesellschaft habe ich fast ganz aufgegeben, und die Poesie schläft. Wird sie nochmals lebendig werden?

Denken Sie, einer meiner Zöglinge, Zollinger (später Seminar-direktor in Küsnacht. D. H.), reist im Auftrage der Genfer als Naturforscher nach Java; schon im August. Das ist ja etwas Prächtiges; ich beneide den jungen Mann.“

Winterthur, den 16. Sept. 1841.

„Letzten Sonntag überbrachte mir eine Deputation von fünf angesehenen Männern eine Dankadresse, unterschrieben von 4763 Bürgern des Kantons Zürich, und zugleich eine Denkmünze von Gold, etwa 30 Dukaten schwer, gestochen von Bovy in Genf, mit Emblemen und Inschrift, bezüglich auf meine Leistungen im Volksschulwesen. — Ein schönes Erbstück für meine Kinder.

An den politischen Bewegungen nehme ich durchaus keinen Teil; es graut und ekelt mir ob einem solchen Staatszustande, um so mehr, da man dessen kaum ein ordentliches Ende absehen kann. Man wollte mir die Redaktion einer Zeitung unter sehr vorteilhaften Bedingungen übertragen; allein ich habe es gänzlich abgelehnt. Was ich hoffe und fordere, ist bloss, dass mir der Zürcher Staat noch Gerechtigkeit widerfahren lasse, d. h. mir entweder volle Entschädigung oder Pension gebe, mehr will ich nicht; aber auf dieser Forderung werde ich beharren.“